

Rezensionen

Tobias ten Brink (Hg.): *Globale Rivalitäten. Staat und Staatensystem im globalen Kapitalismus* Stuttgart: Steiner 2011, 225 Seiten

Die nahezu idyllisch zu nennenden Vorstellungen von einem Ende der Geschichte waren schnell widerlegt, aber auch die Hoffnungen auf eine Globalisierung, in deren Verlauf die Rolle der Staaten zugunsten globaler Integration zurückgedrängt werde, haben sich weitgehend zerschlagen. Der vorliegende Sammelband nimmt diese Diagnose zum Anlass, vor allem nach der Rolle des Staates, genauer des internationalen Staatensystems im gegenwärtigen globalen Geschehen zu fragen.

Dies geschieht in zwei großen Schritten: Zunächst geht es um neue theoretische Orientierungen: *Carlo Masala* referiert neue Ausformungen des Realismus, der wohl einflussreichsten Denkschule der Internationalen Beziehungen (IB). Er zeigt in seinem Überblick insbesondere, dass diese Richtung in sich weit differenzierter ist, als gemeinhin angenommen. Ausgehend von dem Begriff der „internationalen Gesellschaft“, der in der Englischen Schule entwickelt wurde, stellt *Lothar Brock* Konzepte der „Gleichzeitigkeit“ „koexistierend(r) Logiken der staatenübergreifenden Politik“ (53f) dar, wobei er unterschiedliche Ebenen der Vergesellschaftung – „internationale Gesellschaft“ vs. „Weltgesellschaft“ oder „zwischenstaatliche, zwischenmenschliche und transnationale Gesellschaften“ (54) – unterscheidet. In dieser Perspektive sieht er insbesondere die kontroversen Themen der Menschenrechte und vor allem der „Responsibility to Protect“

(R2P), die er vor dem Hintergrund einer – Anfang 2011 sicher verständlichen – Aufbruchsperspektive in der arabischen Welt diskutiert. Zugleich erscheint gerade „die Bekräftigung der R2P“ im vorgestellten Bezugsrahmen als „Aufwertung der funktionalen Differenzierung von Governance-Strukturen“, damit aber nicht als Tendenz zur „Weltgesellschaft“, sondern zur „Komplexitätssteigerung der Konfliktlinien“ (63).

Ähnlich, aber gleichsam in disziplinär umgekehrter Vorgehensweise skizziert *Wolfgang Knöbl* den Versuch, vor allem die Machtsoziologie, die Michael Mann in seinem monumentalen, noch nicht abgeschlossenen Werk entwickelt, für die IB fruchtbar zu machen. Dabei steht die „enge Rationalitätskonzeption“ Manns, die unterschiedliche Rationalitäten, d.h. letztlich Zielvorstellungen gerade ausschließt, in gewisser Weise gegen die von Brock skizzierte Sicht. Insbesondere aber steht Mann für eine sorgfältige Abwägung der empirischen Belege gegenüber vorschnellen Thesen vom Ende des Nationalstaates: Die EU ist ein Sonderfall, und staatliche Aktivitäten nehmen in Wahrheit eher zu, wobei auch hier eine Komplexitätssteigerung im Sinne einer zunehmenden Diversifizierung des Staates zu verzeichnen ist.

Eine weitere disziplinäre Perspektive entwickelt *Bernd Belina* mit einem an neueren Konzepten der kritischen Geographie orientierten Überblick über das wieder aufgekommene Interesse an Geopolitik und Geoökonomie, aber auch über neuere Debatten zu der für den Staatsbegriff zentralen Frage des Territoriums. Diese Fragen sind vor allem vor dem Hintergrund des „Spatial Turn“ von

zentraler Bedeutung. Nicht zuletzt aus der Einsicht, dass Raum sozial konstruiert ist, folgt aus dieser Sicht letztlich die Kontingenz des Zusammenhangs zwischen Staat, Territorialität und Souveränität. Deren Reifizierung verleitet u.a. dazu, die Folgen der aktuellen Globalisierungsprozesse zu überschätzen, ohne dass freilich die Praxis der „wechselseitigen Anerkennung der ‘territorialen Integrität’ ... souveräner Staaten“ (96) obsolet wäre. Eine viel diskutierte Strömung repräsentieren die an Marx anknüpfenden kritischen Geographen um David Harvey. Bedenkenswert ist die von Belina zitierte Kritik Heide Gerstenbergers, Harvey begrenze die „Analyse des kapitalistischen Systems ... auf die Benennung seiner Funktionen“ (99). Dennoch erlaubt die Verknüpfung mit der Problematik der Akkumulation des Kapitals die Analyse der Indienstnahme der Geopolitik und Geoökonomie „von staatlichen Apparaten zusammen mit kapitalistischen Akteuren“ (101).

In der Reihe kritischer Denkschulen darf der Neogramscianismus nicht fehlen. *Laura Horn* bietet einen guten Überblick über die Problematik der Hegemonie, wobei freilich etwa bei der Fordismus-Analyse von Robert W. Cox (109) eine Fixierung auf den globalen Norden deutlich wird – ein Kritikpunkt, der den von Horn referierten hinzuzufügen wäre. Sie schließt mit einer Skizze konkreter Forschung zum hegemonialen Projekt der US-Neokonservativen.

Im zweiten Teil des Buches werden ausführlicher konkrete Analysen vorgestellt. *Stefan Schmalz* geht den Folgen der „Weltwirtschaftskrise 2008“ für das „internationale Staatensystem“ (125) nach und betont dabei vor dem Hintergrund historischer Krisenerfahrungen, vor allem derer von 1929, insbesondere

die Gewichtsverschiebungen innerhalb dieses Systems. Wesentlich sind dabei die Ungleichzeitigkeiten zwischen den unterschiedlichen Teilsystemen, vor allem Wirtschaft, Politik und Militär. Insgesamt befinden wir uns Schmalz zufolge in einer Art Hängepartie: „Anders als in der Zwischenkriegsphase, als England nicht mehr fähig und die USA nicht Willens waren, eine neue globale Regelung zu schaffen, sind China und die Schwellenländer heute hierzu noch nicht in der Lage und die USA und die EU offenkundig nicht dazu bereit.“ (141) Die dadurch bedingte Labilität kann insbesondere in einen „Währungsabwertungswettlauf“ münden, und die „soziale Polarisierung ... in eine politische Radikalisierung umschl(agen)“ (142). Dieser Gefahr habe „der Westen“ durch eine kluge Politik zu begegnen, d.h. „den eigenen Machtverlust gegenüber den aufstrebenden Schwellenländern ... zu akzeptieren“ (142).

Wird schon der Wert dieses Artikels durch das zum Zeitpunkt der Drucklegung bereits überholte Datenmaterial eingeschränkt, so gilt dies verstärkt für *Ralf Roloffs* Analyse der Außenpolitik der Obama-Administration. Das hier gezeichnete, von der Anfangseuphorie bestimmte Bild einer durchgängigen Umkehr vom Vorgehen der Administration von Bush jun. und einer Rückkehr zu den Prinzipien der Vorgänger-Administrationen – wobei Roloff freilich die Übertretung dieser Prinzipien unter Ronald Reagan vermerkt – lässt sich bestenfalls durch einen frühen Zeitpunkt der Niederschrift erklären.

Dagegen erläutert *Tobias ten Brink* informativ einen wichtigen Aspekt des Aufstiegs der VR Chinas: ihre Beziehungen zu den anderen Staaten

Ostasiens. Wesentlich ist dabei, dass gerade die stärksten Staaten – China, Japan und Südkorea – nicht Mitglied in der Regionalorganisation ASEAN sind, sondern in deren Beratungen lediglich einbezogen werden. Außerdem ist die Region eine wichtige Interessensphäre der USA. China hat vor allem mittels „weicher“ Machtstrategien an Ansehen und Einfluss gewonnen, sein Verhältnis zu den USA „lässt sich als gegenseitige, aber angespannte Abhängigkeit kennzeichnen“ (178). Dieses spannungsreiche Verhältnis könnte sich durch einen weiteren Machtgewinn Chinas und verschärfte Rivalitäten durchaus konflikthaft zuspitzen.

Die von Schmalz angesprochene Problematik konkretisiert *Jens Wissel* anhand der außenpolitischen Schwäche der EU, die eine zuweilen diskutierte eigenständige imperiale Rolle letztlich ausschließe. Gründe sind die bekannte institutionelle Fragmentierung, aber auch – in erkennbarer Dissonanz zu Überlegungen im ersten Teil des Buches – das Fehlen „eines Territoriums, dessen innerer Raum geeint und homogenisiert“ ist, ferner der Mangel eines „Staatsprojekt(es)“ (191). Daher verwundert es nicht, wenn „in der Außen- und Militärpolitik ... nach wie vor die europäischen Nationalstaaten innerhalb der EU“ dominieren (198). Aus normativer Sicht erscheint angesichts absehbar zunehmender Gewaltkonflikte die Perspektive vorzuziehen, dass „der schlafende Riese [EU] nicht erwacht“ (199).

Dies wird aus ganz anderer Perspektive abschließend von *Anna Geis* unterstrichen, die nachdrücklich die unter Berufung auf Kant immer wieder vorgetragene Annahme vom „demokratischen Frieden“ in Zweifel zieht, nach der

Demokratien untereinander nicht Krieg führen. Geis betont insbesondere die Ambivalenzen der Moderne und damit verknüpfte Entzivilisierungstendenzen. Diese seien zwar nicht zu verabsolutieren, doch stünden sie modernisierungstheoretischen Annahmen, zu denen dann auch die These vom „demokratischen Frieden“ zähle, entschieden entgegen. Geis erinnert unter Bezug auf den „Krieg gegen Terror“ an demagogische Mobilisierungspotentiale und die Operation mit Feindbildern zur Schaffung von Konsens, die das Kantsche Bild von den rational ihre Risiken abwägenden, daher den Krieg allermeist ablehnenden Bürgern eher ins Reich der Idylle verweisen. Vor diesem Hintergrund wirft sie der dieser These nach wie vor anhängenden *mainstream*-Forschung vor allem eine geschichtslose Sicht vor, die zudem noch auf den zwischenstaatlichen Krieg fixiert sei und damit an einem Großteil des aktuellen Kriegsgeschehens vorbeigehe.

Insgesamt gibt der Band wichtige Hinweise, die die Grundthese in bedenklicher Weise bestätigen: Intensivierte internationale und globale Beziehungen tragen keineswegs per se zur Befriedung der Welt bei, vielmehr besteht die Herausforderung darin, die sich wandelnden Konfliktmuster zu verstehen.

Reinhart Kößler

Kristina Dietz: Der Klimawandel als Demokratiefrage. Sozial-ökologische und politische Dimensionen von Vulnerabilität in Nicaragua und Tansania. Münster: Westfälisches Dampfboot 2011, 320 Seiten

Lokale Land- und Wassernutzungskonflikte werden sich – geographisch ungleich verteilt – in Folge globaler

Erwärmung, zunehmender Klimaschwankungen und Extremwetterereignisse verschärfen. Die Ursachen dieser Konflikte liegen aber nicht allein in Klimawandelfolgen begründet. Vielmehr werden Klimawandeldiskurse durch den klimapolitischen Mainstream instrumentalisiert, um soziale Ungleichheit zu naturalisieren. Im vorliegenden Buch bescheinigt die Autorin der Klimaforschung, zur Entpolitisierung des Klimawandelproblems beizutragen, und zeigt mit ihren akteurs- und prozessorientierten Fallstudien in Nicaragua und Tansania, welche Faktoren berücksichtigt werden müssen, um die Zusammenhänge zwischen sozialen und ökologischen Prozessen erkennen zu können. Ein Konzept für eine entsprechend komplexe Analyse, die sozial-ökologische Wechselwirkungen berücksichtigt, liefert sie gleich mit. Den entscheidenden Einfluss auf den Grad der Vulnerabilität (Verwundbarkeit) haben demnach nicht die direkten Klimawandelfolgen, wie längere Trockenzeiten, veränderte Vegetationsperioden oder Überschwemmungen, sondern politische und soziale Kräfteverhältnisse. Indem Kristina Dietz Vulnerabilität als einerseits kontextspezifisch und andererseits als Ergebnis globaler Prozesse beschreibt, räumt sie mit dem Bild des armen Klimawandelopfers im Süden auf.

Die Monographie setzt die Reihe „Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis“ fort, in der mittlerweile elf Arbeiten erschienen sind, die Raum als Produkt sozialer Prozesse verstehen. Dietz untersucht die historischen und kontextspezifischen Bedingungsgefüge von Vulnerabilität sowie die Bedeutung politischer Repräsentation, sozialer Ungleichheiten und

politischer Teilhabe und Teilnahme. Damit stellt sie der funktionalistisch geprägten Vulnerabilitätsforschung, die sich auf quantifizierbare Phänomene wie Verlust von landwirtschaftlicher Produktionsfläche, Wohnhäusern oder Infrastruktur oder die Anzahl von Toten und Verletzten beschränkt, eine Alternative entgegen. Sie arbeitet das dominierende dualistische Verständnis von Natur und Gesellschaft heraus und schlägt eine dialektische Perspektive zwischen natürlichen und gesellschaftlichen Wandelprozessen vor. Dabei bezieht sie sich auf Ansätze der Politischen Ökologie, der Partizipations-, Ungleichheits- und Demokratietheorie und die Intersektionalitätsdebatte.

Die Autorin tritt mit dem Anspruch an, ihren konzeptionellen Ansatz einer komplexen Vulnerabilität an zwei Fallbeispielen zu untersuchen. Das ist kein triviales Unterfangen, denn es gilt, eine multidimensionale, multiskalare, relationale Analyse durchzuführen, welche miteinander verwobene soziale Ungleichheiten, historisch spezifische Formen der Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse, die Strukturen des politischen Systems und die hierin eingeschriebenen sozialen und politischen Herrschaftsverhältnisse in den Blick nimmt. VulnerabilitätsforscherInnen auf der Suche nach einer übertragbaren Methodologie werden allerdings nicht voll befriedigt, da die Ergebnisse auf einem stark hermeneutischen Vorgehen beruhen und Dietz das methodische Vorgehen nicht detailliert darlegt. Das ist aber auch schon meine einzige Kritik am Buch – und die gilt leider für die Mehrzahl politikwissenschaftlicher Arbeiten. Als Quellen dienen statistische Daten, Sekundärliteratur,

Dokumente, qualitative Interviews und Beobachtungen während mehrmonatiger Forschungsaufenthalte.

Mit ihrer Veröffentlichung leistet Dietz einen wichtigen Beitrag für die interdisziplinäre Klimaforschung, der klimapolitisch relevante Folgen hat. Denn die Bewertung nationaler, regionaler und sektoraler Vulnerabilität ist aktuell das entscheidende Kriterium der Prioritätensetzung für die Anpassung an den Klimawandel – und die Finanzierung entsprechender Maßnahmen in Ländern des globalen Südens. Die Autorin räumt außerdem mit der demokratietheoretischen Annahme der sozialwissenschaftlichen Klimaanpassungsforschung auf, politische Partizipation erhöhe automatisch die Anpassungskapazität vulnerabler Gruppen. Es kommt darauf an, ob unter Beteiligung zivilgesellschaftlicher Akteure an politischen Entscheidungsprozessen *top down* organisierte Konsultationsprozesse verstanden werden oder Formen der Mitbestimmung und Mitgestaltung. Für konkrete Entscheidungsprozesse auf lokaler Ebene zeigen die Fallstudien sehr deutlich, welche Bedeutung gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse im Allgemeinen und Klientelismus und *Gatekeeping* im Besonderen bei der Durchsetzung von Partikularinteressen haben. Als Indiz legt Dietz in ihren Fallstudien historisch verankerte Macht- und Herrschaftsbeziehungen sowohl der kolonialen wie der postkolonialen Phase offen und macht die sozialräumliche Kontextualisierung von Besitzverhältnissen, Landnutzungsformen sowie Zentralisierungs- und Dezentralisierungsprozessen nachvollziehbar.

In der internationalen Klimapolitik stehen sich zwei Narrative gegenüber,

die Klimawandel entweder als globales Umweltproblem oder als Entwicklungsproblem des Südens darstellen. Klimawandel als Folgewirkung fordristischer Naturbeherrschung und kapitalistischer Konsummuster wird durch diese Narrative nicht reflektiert. Die Fallbeispiele aus Tansania und Nicaragua stellen aber gerade diesen Zusammenhang als zentral heraus. Den LeserInnen wird vor Augen geführt, dass für eine wirksame Klimapolitik mehr Verfahrensgerechtigkeit auf allen Entscheidungsebenen notwendig ist. Diese wird es jedoch nicht ohne mehr Verteilungsgerechtigkeit geben, da der Zugang zu Ressourcen das entscheidende Kriterium von Vulnerabilität ist – mit oder ohne Klimawandel. Die Autorin formuliert das Grundproblem eingeschränkter Handlungsspielräume im Umgang mit Klimawandelfolgen so: „Vulnerabilität wird in dem Sinn politisch erzeugt, indem die besonders betroffenen Akteure von politischen Entscheidungsprozessen, Räumen der Partizipation und sozialer Teilhabe auch unter demokratischen Verhältnissen weitgehend ausgeschlossen bleiben.“ (262) Der Klimawandel muss als umkämpftes Terrain und als Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse verstanden werden, wenn es nicht zur Verschärfung seiner negativen Folgen kommen soll. Auf analytischer Ebene sind hierfür Historizität, Kontextualität, Maßstäblichkeit und die politische Dimension von Vulnerabilität zu untersuchen. Dies in Angriff genommen zu haben, ist das Verdienst des Buches.

Sybille Bauriedl

Sarah Albiez, Nelly Castro, Lara Jüssen & Eva Youkhana (Hg.): *Etnicidad, ciudadanía y pertenencia: practicas, teoria y dimensiones espaciales/Ethnicity, Citizenship and Belonging: Practices, Theory and Spatial Dimensions*. Madrid & Frankfurt a.M.: Vervuert 2011, 303 Seiten

Die Kategorie der „Zugehörigkeit“, wie man *belonging* etwa übersetzen kann, hat im letzten Jahrzehnt eine steile Karriere erlebt. Die vielfach gesehene Vordringlichkeit dieser Debatte erklärt sich aus den Verwerfungen der Globalisierung, die nicht zuletzt die Frage aufgeworfen hat, wo Menschen „hingehören“, aber auch – wie Fallbeispiele in diesem Band einmal mehr zeigen – was ihnen gehört. Damit sind unweigerlich Fragen der kollektiven Identität, meist in Form von Ethnizität, sowie in einem Zeitalter nach wie vor bestehender Territorialstaaten auch Fragen staatsbürgerlicher Rechte gerade im Hinblick der Verfügung über konkrete Gebiete angesprochen. Dem hat sich die erste Konferenz des Kompetenzzentrums Lateinamerika gewidmet, deren Ergebnisse in dem vorliegenden, höchst lesenswerten Sammelband dokumentiert werden.

Lesenswert ist der Band sicherlich aufgrund der reichhaltigen Fallbeispiele, die Schlaglichter auf eine Vielzahl recht unterschiedlicher Dimensionen werfen. Im ersten, historischen Perspektiven gewidmeten Teil zeigt *Karoline Noack* anhand von Kolonialakten zu der an der nördlichen Küste Perus gelegenen Stadt Trujillo auf, wie flüssig die gemeinhin als feste Kategorien wahrgenommenen Bezeichnungen wie *indio* in Wirklichkeit waren. Vielmehr habe das Kollektiv der

Nachbarschaft eine sehr viel größere Rolle gespielt. Damit wird die Vorstellung einer vom Rest der Gesellschaft separaten Geschichte ethnischer Gruppen für diesen Kontext klar desavouiert. Nur scheinbar einen Kontrapunkt dazu setzt *Wolfgang Gabbert*, dessen Darstellung der höchst differenzierten, längerfristigen Prozesse der Ethnogenese und ethnischen Dynamik an der nicaraguanischen Atlantikküste jedoch zugleich ebenfalls die kontingenten Bedingungsbeziehungen für die Herausbildung ethnischer Identitäten verdeutlicht. Insbesondere zeigen sich hier die Konsequenzen von Fremdzuschreibungen oder Kategorisierungen ebenso wie die Folgen relativer ökonomischer Autonomie einerseits und systematischer Einbeziehung in das breitere Marktgeschehen andererseits. Dabei spielt das Schicksal der von US-Firmen beherrschten Plantagenökonomie eine wesentliche Rolle. Zugleich identifiziert Gabbert interne Dynamiken der Ethnogenese, zu denen u.a. die Herrnhuter Mission zu zählen ist. Anhand von Bürgerkriegen während der Frühphase der Unabhängigkeit Perus – die anders als vergleichbare Konflikte in Nachbarstaaten weitgehend vergessen sind – weisen *Cecilia Méndez G.* und *Carla Granados Moya* die entscheidende Rolle der marginalisierten Bauern im andinen Hochland nach. Während Geschichtskonzepte noch immer weitgehend auf die Hauptstadt Lima fixiert sind, wird klar, dass ohne die aktive Rolle der Bauern etwa Militärkampagnen undenkbar gewesen wären.

Den zweiten Teil zu Fragen „ethnischer und räumlicher Aspekte der Staatsbürgerschaft“ eröffnet ein Plädoyer von *Rudolfo Stavenhagen* für eine „multikulturelle und interkulturelle

Staatsbürgerschaft, die eine grundlegende Neubestimmung der Beziehungen zwischen dem Staat und den indigenen Völkern bedeutet“ (134). Dafür sei die aktuelle internationale Konstellation günstig, doch werde „die Idee der Ethnizität“ sich ohne eine „authentische *Entkolonisierung* ... sogleich in eine weitere Ware verwandeln“ (135). Eine Konkretisierung dieser Forderungen lässt der Beitrag von *Isidoro Bustos* über unterschiedliche Konzepte einer Maya-Identität in Guatemala erkennen. Bustos unterscheidet jenseits der simplen Polarität zwischen „national-liberalem“ sowie „multikulturellem“ Assimilatismus unterschiedliche Dimensionen oder Pole, insbesondere synkretistische, modernistische und mayanistische Tendenzen, die in vielfältiger Kombination auftreten und unterschiedliche Zielsetzungen wie Segregation, Assimilation oder Multikulturalität artikulieren. Hat der hegemoniale „national-liberale Diskurs“ ungeachtet der proklamierten Gleichheit vor dem Gesetz potentiell segregationistische und selbst rassistische Konsequenzen, so insistieren „Mayanisten“ auf „eigenen Werten“ (152), „einer *vollständigen* Staatsbürgerschaft, in der die kulturellen Wurzeln Gegenstand von Rechten und nicht mehr Rechtfertigungen der Exklusion sind“ (153) – ohne dass freilich hier die angesprochene Problematik der damit implizierten abgestuften, kulturell begründeten Rechtspositionen diskutiert würde. Dies zeigt sich in ähnlicher Weise an *Manuel Buenostro Albas* Skizze des Rechtspluralismus in Quintana Roo (Mexiko). Wie in vielen anderen Fällen auch in anderen Weltregionen stehen den Vorzügen wie Nähe zu den Betroffenen, sprachliche Zugänglichkeit und

Umgehung der Bürokratie eine Reihe von Problemen gegenüber, unter denen „die Bedeutung der Menschenrechte“ eher beiläufig erwähnt wird (170). Der dritte Teil bietet sechs Beiträge zur „Theorie und Praxis der Zugehörigkeit und Räumlichkeit“. Vier der Studien nehmen Lateinamerika in den Blick und erforschen Formen der Konstruktion von Zugehörigkeit angesichts unterschiedlicher Migrationsprozesse. *Maria Amelia Viteri* untersucht das Gefühl der Zugehörigkeit und des Heimwehs ecuadorianischer Migrantinnen und Migranten in den USA auch als „Auto-Ethnographie“ (223) anhand der Speisen, die vor allem erinnert werden und im Zielland niemals adäquat hergestellt werden können. Dadurch verweist sie nicht allein auf die affektive Dimension migrantischer Kämpfe um Rechte, sondern auch auf die damit verbundene Konstruktion multipler Identitäten, die durch die Berücksichtigung biographischer Interviews noch an Tiefenschärfe gewinnen. Anhand des berühmten Allerheiligen-Rituals in Mitla (Oaxaca, Mexiko) untersucht *Eveline Dürr* unterschiedliche Dimensionen eines durch die Auszeichnung des Ortes als Tor zur Unterwelt besonders stark lokalisierten Zugehörigkeitsgefühls. Dieses Gefühl wird jedoch einerseits durch unterschiedliche Migrationsprozesse in Frage gestellt. Denn dadurch sind vor allem große Teile der lokalen Elite nicht immer präsent, sie kehren aber für das Fest zurück. Die damit verbundenen Spannungen und Konflikte verschränkten sich andererseits mit dem von Teilen der lokalen Bevölkerung verfolgten Interesse, Touristen anzuziehen. Deren Anwesenheit jedoch verzerrt und verändert selbst bei restriktiver Handhabung unweigerlich die Inhalte des

Rituals und damit ein zentrales Element lokaler Zugehörigkeitskonstruktionen. Die durch das intensive Migrationsgeschehen zwischen Mexiko und den USA in Gang gesetzte kulturelle Dynamik wird deutlich an der Entstehung eines *Cine Indígena*, die *Ingrid Kummels* in den Zusammenhang eines langfristigen Kampfes um indigene Rechte und die Anerkennung indigener Identität stellt. Das Aufkommen der Video-Technik bot indigenen Eliten zum Umgang mit der 'problema indígena' neue Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten im Kampf gegen assimilationistische Strategien. Denn die im Rahmen der Migration vor allem in die USA entwickelte Praxis der Kommunikation durch „Video-Briefe“ ließ eine breite Erfahrung und Praxis mit dem Medium entstehen. Zugleich widerlegen diese Erfahrungen verbreitete modernistische Annahmen, die den Ausschluss von „Frauen, indigenen Völkern und Einwohnern von Entwicklungsländern im Allgemeinen“ vom Gebrauch der modernen Massenmedien legitimieren sollen (271). Vor diesem Hintergrund interpretiert Kummels *Cine Indígena* als Medium, das zum einen den schnellen Wandel unter Indígenas reflektiert, zugleich aber auch vielfältige Kommunikationsprozesse auch in „transnationalen und panamerikanischen Kontexten“ (274) ermöglicht. Schließlich gehen *Lara Jüssen* und *Eva Youkhana* Formen der Identifikation und insbesondere Forderungen nach „Staatsbürgerschaft“ unter großenteils undokumentierten, lateinamerikanischen Migrantinnen und Migranten in Spanien nach, deren Lage insbesondere im Zuge der aktuellen Krise deutlich prekärer wurde. Sie zeigen am Beispiel des selbstverwalteten Kulturzentrums La Tabacalera in Madrid,

wie informelle Verkaufsaktivitäten zu Formen des „Agierens von Staatsbürgerschaft“ (293) werden.

Hier wie andernorts erscheint „Staatsbürgerschaft“ – zugegebenermaßen eine nicht voll befriedigende Übersetzung von *citizenship/ciudadanía* – als problematischer Terminus, weil sie die Frage des Staates und wie gesehen auch der Rechtsgleichheit gleichsam überspringt. Vor diesem Hintergrund sind nun die Herausgeberinnen besonders dafür zu loben, dass sie zwei Beiträge, die sich nicht auf Lateinamerika beziehen, in den dritten Teil einbezogen. Diese Beiträge machen das Buch über den Regionalbezug und die engere Debatte über Zugehörigkeit hinaus erst eigentlich empfehlenswert. *Peter Geschiere* gibt einen gedrängten Überblick über die in seiner ebenso faszinierenden wie verstörenden Monographie *The Perils of Belonging* entwickelte Argumentation. Ob es um die tiefen Fallgruben der Ursprünge des Autochthonie-Diskurses im klassischen Athen geht, um die erschreckende Erkenntnis der Ausbreitung solcher Diskurse nicht nur in Geschieres Forschungsregion Westafrika, sondern auch in seiner Heimat, den Niederlanden, schließlich um die ans Absurde grenzenden terminologischen Klimmzüge bei der Übersetzung von „autochthon“ und „indigen“ zwischen unterschiedlichen Weltregionen und Sprachkulturen – die Lektüre erschüttert jegliche diesbezügliche Gewissheit in höchst heilsamer Weise und macht darüber hinaus Lust, den „Tücken der Zugehörigkeit“ auch auf Buchlänge nachzuspüren. Dies allerdings sollte nicht geschehen, ohne den Beitrag von *Joanna Pfaff-Czarnecka* zu beherzigen, die „Zugehörigkeit“ als sozialwissenschaftliche Kategorie zur

Analyse eines „emotional besetzten sozialen Ortes“ (201) entfaltet. Sie konstatiert die offenkundigen Schwächen von Konzepten kollektiver Identität, die „unser Verständnis von Gemeinschaftlichkeit als eines vielschichtigen Zustandes eingeengt haben“ (204). Dabei spielen Migrationsprozesse eine große Rolle. Gerade in diesem Rahmen kommt der Bestimmung von „Gemeinschaftlichkeit, Gegenseitigkeit und Bindungen“ (207) durch „Regime der Zugehörigkeit“ (205ff) entscheidende Bedeutung zu. Diese Regime sind staatlich geprägt, unterliegen aber auch breiteren soziopolitischen Prozessen, etwa der „öffentlichen Meinung“ (206). Daraus ergeben sich auch Möglichkeiten der Veränderung und des strategischen Handelns, zumal, wie Pfaff-Czarnecka im Folgenden erläutert, die Zugehörigkeiten einer Person vielfältig sind und sich im Laufe des Lebens verändern. Da dies nicht immer problemlos verläuft, liegt „der wesentliche Wert der Forschung über Zugehörigkeit ... darin, dass sie kollektive Bindungen nicht für selbstverständlich hält“ (212) und auf diese Weise einfache Identitätszuschreibungen und daran anschließende Politik gerade konterkariert. Gerade auch angesichts der von Geschichtswissenschaftlern aufgefundenen Gefahren betont diese Perspektive, dass „die Option bürgerschaftlicher Gemeinsamkeit der exklusivistischen nationalen Identitätspolitik von Wir-Gruppen entgegensteht, wie sie das assimilationistische Ethos beherrschte, das sich gegen Neankömmlinge richtete“ (216). Auch damit ist freilich eher ein Problem als eine Lösung formuliert, weil sich das Konzept des „sozialen Ortes“ in einem Spannungsfeld *zwischen* „partikularistischen kategorialen Attributen“ und „universalistisch verstandenen

sozialen Strukturen“ bewegt (216f). Da „die zeitgenössische Selbst-Reflexivität unter den Bedingungen unserer globalisierten und transnationalen Erfahrungen die menschliche Sorge um territorialen Raum und lokale Bindungen desto relevanter macht“ (217), handelt es sich hier um eine der zentralen Herausforderungen für eine zeitgemäße Sozialwissenschaft.

Es ist das Verdienst dieses Bandes, diese Herausforderung in besonders eindrücklicher Weise belegt und vor allem in den beiden zuletzt genannten Beiträgen auch begrifflich weitergetrieben zu haben. Dies wäre allerdings unbefriedigend geblieben ohne das reiche, hier präsentierte empirische Material, das Vielschichtigkeit auch in der Weise darlegt, dass einfache Lösungen und Begriffe nicht taugen. Auch von dieser Seite her gilt es, die Herausforderung anzunehmen.

Reinhart Kößler

Martina Grimmig: *Goldene Tropen. Die Koproduktion natürlicher Ressourcen und kultureller Differenz in Guyana*. Bielefeld: transcript 2011, 293 Seiten

Im Zuge einer steigenden globalen Nachfrage lässt sich weltweit – jedoch vor allem in Lateinamerika, Afrika und Asien – eine verstärkte Rohstoffausbeutung beobachten. Diese ist einerseits durch Intensivierung, Effizienzsteigerung und Mechanisierung sowie andererseits durch die Inwertsetzung bisher als „wertlos“ oder „leer“ beschriebener Räume und Naturelemente gekennzeichnet. Natur wird dabei nicht nur zerstörerisch angeeignet, sondern auch im Namen der Nachhaltigkeit, des Klimaschutzes und der Sicherung der biologischen Vielfalt mit dem Ziel

kommodifiziert, Schutz, Aneignung und Verwertung miteinander zu vereinen.

Während in diesem Zusammenhang immer wieder die negativen Auswirkungen kapitalistischer Naturaneignung für lokale Bevölkerungsgruppen und Ökosysteme betont werden, bleibt die Frage meist unbeantwortet, wie sich diese Aneignungsformen und Ausbeutungspraktiken in die konkreten gesellschaftlichen und kulturellen Wandlungsprozesse einschreiben. Hier schließt die vorliegende Arbeit eine Forschungslücke. Anhand einer ethnographischen Studie zu der Lebenssituation der Kar'ña, einer indigenen Tropenwaldgruppe in der Region Guayana im Süden Venezuelas, zeigt Martina Grimmig, wie der „externe Zugriff auf Ressourcen ... über Jahrhunderte prägend gewirkt hat – und zwar sowohl auf die Natur selbst wie auf die kulturellen und sozialen Verhältnisse der Indigenen“ (10). Aus einer betont „situiereten“ Perspektive beschreibt und analysiert sie die Wechselwirkungen zwischen den Transformationsprozessen der lokalen sozialen Verhältnisse und den Formen der Naturaneignung vom Beginn der kolonialen Eroberung bis in die Gegenwart. Dabei gelingt es ihr eindrucklich, die je spezifischen lokalen Artikulationen externer Ressourcenausbeutung an politisch-ökonomische, geopolitische und politisch-institutionelle Änderungsprozesse auf nationaler und globaler Ebene rückzubinden.

Das Konzept für die Analyse der Wechselwirkungen nennt Grimmig „Koproduktion“. Der Ausdruck meint zum einen die „gleichzeitige Hervorbringung natürlicher Ressourcen und kultureller Differenz“ (19). Mit anderen Worten, die Geschichte der natürlichen Ressourcen und die Geschichte

kultureller Dynamiken greifen konstitutiv ineinander, sie sind zwei Seiten derselben Medaille. Zum anderen erfasst die Autorin mit dem Begriff das Wechselspiel innerer und äußerer Antriebskräfte im Prozess des sozial-ökologischen Wandels. Mit dieser Sichtweise räumt Grimmig mit binären Ordnungen und dichotomen Sichtweisen von Natur versus Kultur, global versus lokal, Tradition versus Moderne ebenso auf wie mit verbreiteten eindimensionalen Erzählungen, die indigene Bevölkerungsgruppen ausschließlich als „Opfer“ von Entwicklung und Modernisierung darstellen. Die als isoliert, politisch, ökonomisch und sozial marginalisiert beschreibbare Lebenssituation der Kar'ña ist gemäß der vorliegenden Arbeit also nicht einfach nur das Ergebnis jüngerer räumlicher und ökonomischer Erschließungsprozesse oder der oftmals rassistisch konnotierten Vorstellung vom Indigenen als dem in Traditionen verhafteten „Anderen“, das sich nicht integrieren will und lässt. Im Gegenteil, sie ist das Resultat eines relationalen historischen Prozesses der Begegnung zwischen der Bevölkerungsgruppe und zunächst europäischen Kolonialmächten und Missionen, später nationalen und transnationalen Akteuren – einer Begegnung, die „in hohem Maße von natürlichen Ressourcen strukturiert worden ist“ (18f).

Dabei ergibt sich jedoch keineswegs ein eindimensionales Bild. Anhand der Herausbildung und Ausbeutung unterschiedlicher „Ressourcen“ zeigt Grimmig, wie sich die je spezifische Materialität der Natur, aber auch ihre unterschiedlichen symbolischen Bedeutungen in den Prozess der Koproduktion einschreiben, unterschiedliche Praktiken der Kooperation, des Widerstands sowie

Brüche und Friktionen hervorbringen und wie dabei kulturelle Differenz immer wieder neu bestimmt wird.

Das Buch ist entlang zentraler Ressourcen und der unterschiedlichen Formen ihrer Aneignung gegliedert: Gold – einmal als Fetisch, der die Eroberungsfeldzüge der Spanier antrieb, ein anderes Mal als reales, durch transnationale Unternehmen ausgebeutetes Edelmetall –, Kautschuk, Öl, Holz und schließlich biologische Vielfalt. Dieser Aufbau verleiht dem Buch eine erfrischende Struktur. Er hebt es von der sonst in historisch kontextualisierten Analysen üblichen Darstellungsform nach historischen Phasen ab. Allerdings ergibt sich dadurch zwangsläufig eine Reihe von Redundanzen und Wiederholungen, die den Lesefluss an manchen Stellen behindern. Zwar gelingt es Grimmig nicht immer, die konkreten Mechanismen der Koproduktion herauszuarbeiten, doch zeigt sie auf beeindruckende Weise, wie unterschiedliche, sich überlagernde „Boomphasen“ spezifischer Ressourcen die Geschichte der Kar'íña auch unter ihrer aktiven Teilnahme und der Herausbildung spezifischer Widerstandspraktiken präg(t)en (räumlicher Rückzug, Aufrechterhaltung von auf Subsistenz ausgerichteten Wirtschaftsformen statt Unterordnung in kapitalistische Lohnarbeits- und Ausbeutungsverhältnisse). Im Aufweis, dass auch unter den Bedingungen globaler kapitalistischer Inwertsetzung und Vereinnahmung, wenngleich marginalisiert, so doch lokal widerständiges Handeln möglich ist, liegt das besondere Verdienst des Buches. Die konkreten Handlungsstrategien und Widerstandspraktiken als ein Ergebnis historisch komplexer Interaktionen zu fassen, ist eine Grundvoraussetzung

zum Verständnis aktueller Kämpfe um Territorien und Ressourcen nicht nur im Globalen Süden.

Kristina Dietz

Susan Arndt & Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv der deutschen Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Münster: Unrast 2011, 786 Seiten

Das vorliegende Buch geht der Frage nach, „in welcher Weise sich Rassismus in ein herrschendes Wissensarchiv eingekerkert hat, [...] wie stark Sprache durch rassistische Diskurse und Wissensfelder geprägt ist und somit einen Rahmen dafür bietet, Rassismus weiterhin aktiv auszuüben. Zugleich verleiht es den marginalisierten Gegenerzählungen jener Menschen Ausdruck, die mit den Konsequenzen rassistischen Sprechens und Handelns konfrontiert sind und sich – sei es künstlerisch, politisch oder akademisch – seit jeher einer selbstbestimmten kritischen Aufarbeitung widmen.“ (11)

Bei dem umfangreichen Sammelband handelt es sich um ein Nachschlagewerk ungewöhnlicher Art. Zwischen politischem Aktivismus, wissenschaftlicher Analyse und ästhetischer Formgebung in literarischen Texten bedient es sich eines nicht-objektivistischen Wissenschaftsbegriffs: Im ersten, satirischen Eintrag zum gattungsreflexiven Stichwort *Lexikon*, der dem Band vorangestellt ist, präzisiert Noah Sow: „Ein Lexikon ist eine Schriftensammlung Unabänderlicher Universeller Wahrheit und Wahrhaftigkeit...“ (6). Gegen diese Auffassung versammelt der Band Texte unterschiedlicher Gattungen, deren Formenvielfalt der

großen Bedeutung Ausdruck gibt, die die Herausgeberinnen der Sichtbarkeit der AutorInnen in ihren jeweiligen Texten beimessen. Gemäß der zugrundeliegenden Auffassung werden Standpunkte vor dem Hintergrund spezifischer Erfahrungen vertreten. Unsichtbar bleiben dabei nur diejenigen gesellschaftlichen Sprechpositionen, die der jeweils dominanten Norm entsprechen, welche einen Universalitätsanspruch erhebt. Die Herausgeberinnen stellen diesem Umstand eine Markierungspraxis gegenüber, die Schlaglichter auf die als *weiß* apostrophierte Norm wirft und demgegenüber widerständige Selbstbenennungspraxen hervorhebt. Solche widerständigen Sprachakte durchziehen den ganzen Band, etwa in den Wiederabdrucken von Sows satirischen Kommentaren zu Rassismus im deutschen Alltag (aus *Deutschland. Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus*. München 2008). Sprache ist damit als Feld rassismuskritischen Aktivismus eingeführt, in das sich der umfangreiche Band als Intervention einschreibt.

Nach einem knappen Geleitwort der Herausgeberinnen steht dem Band ein ausführliches Gespräch zwischen Iman Attia (Professorin für Diversity Studies), Esther Dischereit (Schriftstellerin) und Philippa Ebéné (Leiterin der Berliner Werkstatt der Kulturen) voran (18ff). Ausgehend von der Frage, „warum wir über Rassismus sprechen müssen, ohne es eigentlich zu wollen“, lotet das immer wieder auf politische Auseinandersetzungen im Deutschland der Gegenwart zurückkommende Gespräch der drei in Berlin lebenden Frauen die Kontextabhängigkeit und Vielgestaltigkeit von Rassismus aus. Ebéné und Attia berichten, wie sie in ihren jeweiligen Berufen als

„zuständig“ für zahlreiche als „abweichend“ stigmatisierte Gruppen erklärt wurden (18f). Mit seiner Komplexität, die durch die im Gespräch verschränkte Analyse zustande kommt, gehört dieser einleitende Text zu den herausragenden Beiträgen des Bands, weil in ihm sowohl die dem Rassismus zugrundeliegenden Strukturen als auch die Unterschiede und Interdependenzen der einzelnen Diskurse am deutlichsten sichtbar werden.

In vier Teilen widmet sich das Buch dem deutschen Kontext und den Sedimentierungen von Rassismus in der Sprache. An erster Stelle nimmt er „Geschichte(n), Kontexte und Theorien“ von „Rassismus und Kolonialismus“ in den Blick. Dabei gehen die Beiträge zum einen davon aus, dass Rassifizierungen in konkreten historischen Prozessen vorgenommen werden und in diesen ihre spezifischen Gestalten annehmen. Entsprechend enthält der Teil neben zwei Einträgen zu „Rassismus“ (Noah Sow, 37, und Susan Arndt, 37ff) einen weiteren zu „Rassismen“ (Birgit Rommelspacher, 46ff). Zum anderen heben die Beiträge die anhaltende Wirkung des Kolonialismus als „katalysatorisches Moment der Geschichte und konzeptuelle Meistererzählung“ (12) hervor. Dieser Teil umfasst Einträge zu Stichworten wie „Kolonialen Kontinuitäten in Deutschland“ (Nadja Ofuatey-Alazard, 136ff), aber auch Ausschnitte klassischer Texte wie Ngugi wa Thiong’os „Lehren der Sklaverei“ (100ff) und literarische Texte wie Esther Dischereits „Kein Ausgang aus diesem Judentum“ (80ff).

Der „Wörter und Begriffe“ übertitelte zweite und zugleich umfangreichste Teil widmet sich Kernkonzepten und Artikulationsräumen eurozentrischer und rassistischer Wissenskonstruktionen. Er

analysiert zentrale Konzepte der dominanten europäischen Geschichtsschreibung wie „Antike“ (Jobst Paul, 217ff), „Aufklärung“ (Sabine Broeck, 232ff), „Entwicklung“ (Daniel Bendix, 272ff), „Europa“ (Frank Schulze-Engler, 289ff) und „Weltkarte“ (Julia Roth, 554ff). Er enthält ferner Ausdrücke, die in der jüngeren deutschen Geschichte als Rassifizierungen figurieren wie „Kopftuch“ (Mariam Popal, 389ff) oder „Migrationshintergrund“ (Deniz Utlu, 445ff). Darüber hinaus weitet er die Kritik unbenannter Normen auch auf Felder wie „*Antirassismus*“ (Fei Kaldrack & Ingmar Pech, 229ff) oder „*Queer*“ (Elisabeth Anschutz, 505ff) aus und rückt somit ein sich des Rassismus oft unverdächtig wählendes Feld in den Blick. Beiträge wie der zu „*Essay*“ (Carsten Junker, 278ff) machen auf gattungsspezifische Herausbildungen hegemonialen Wissens und die Möglichkeit aufmerksam, es zu unterlaufen. Als eine formal wenig festgelegte Gattung, argumentiert Junker, diene der Essay marginalisierten AutorInnen häufig als Mittel, um öffentlich wahrgenommen zu werden. Nicht bei allen Beiträgen wird deutlich, warum sie diesem Teil zugeordnet sind. Ebenso wie mit den im jeweiligen Feld vorherrschenden Rassismus befassen sich etwa die Artikel zu „Kunst“ (Sandrine Micossé-Aikins, 420ff) und „Straßennamen“ (Joshua Kwesi Aikins & Rosa Hoppe, 521ff) auch mit Strategien des Widerstands gegen Exotisierung bzw. der Subversion kolonialer Repräsentationen.

Die Übergänge zum „Widerstand und Sprache. Begriffliche Interventionen und Neuschreibungen von People of Color“ überschriebenen dritten Teil sind also fließend. Hier werden einige

der Neologismen vorgestellt, die in den letzten Jahren als Eigenbezeichnungen dem Rassismus entgegengestellt wurden: „Afrodeutsch/Afrodeutsche_r“ (Mauren Maisha Eggers & Ekpenyong Ani, 577ff), „People of Colo(ur)“ (Jasmin Dean, 597), „Schwarze Deutsche“ (Nicola Lauré al-Samarai, 611). Sprache wird zudem als widerständiger Gestaltungsraum sichtbar, wie die Gedichte von May Ayim (591ff; 614) und Texte von Philipp Khabo Köpsell (575ff; 582f) verdeutlichen.

Im abschließenden vierten Teil geht es um die alltägliche Macht rassistischer Wörter. Der Teil leitet die Stichworte etymologisch her, legt ihren rassistischen Gehalt frei und diskutiert sprachliche Alternativen. Darauf bedacht, die sprachliche Gewalt der Begriffe nicht zu wiederholen, wird ihre mehrmalige Nennung vermieden. Diese Beiträge können wie ein sprachkritischer Baukasten gelesen und verwendet werden.

Der Band schreibt sich in die theoretischen und aktivistischen Strömungen ein, die „Rasse“ als sozialer Strukturkategorie eine zentrale Bedeutung beimessen und in ihren politischen Praxen starke Bezüge zu afrodeutschen *Communities* sowie zu deren Beziehungen untereinander zum Kern der *Empowerment*-Strategien zählen. Gekoppelt mit dieser Herangehensweise gehören die *Critical Whiteness Studies* zu den wesentlichen Bezugskonzepten. Darüber hinaus versammelt das Nachschlagewerk heterogene Positionen auch zu deren Zentralbegriffen. So wird in mehreren Beiträgen die mit den letztgenannten Studien einhergehende Gefahr hervorgehoben, zu einer Zentrierung auf die mit sich selbst beschäftigten *weißen* Subjekte sowie zur Fixierung fluider Zugehörigkeiten beizutragen (z.B. 34; 310).

Einen deutlichen Akzent legt das Buch auf rassistische Repräsentationen, die im Zusammenhang mit der Kolonialisierung Afrikas stehen. Die Beiträge beziehen darüber hinaus multiple Diskriminierungsdimensionen und Formen eurozentrischer Überlegenheitsdiskurse ein, etwa unter den Stichworten „Antisemitismus“ (Benjamin Kryl, 54ff) und „Antiziganismus“ (Jan Severin, 66ff) im ersten Teil oder „Islam“ (Sibille Merz, 365ff), „Latein/Amerika“ (Julia Roth; 430ff) und „Orient“ (Markus Schmitz; 483ff) im zweiten Teil. Ohne sich des Begriffs „Intersektionalität“ zu bedienen, zeigen auch Analysen wie die von Christiane Hutson („*Krankheit/Behinderung*“, 403ff) diesen Aspekt auf.

Unabhängig davon, ob die Rezensentin die begrifflichen und methodischen Zugänge der Analysen im Einzelnen teilt, versammelt der Band eine Vielzahl von Positionen eines derzeit sehr aktiven Teils der rassistuskritischen Bewegungen in Deutschland. Seiner Stoßrichtung gibt er durch die Auswahl der vorgestellten Konzepte und AutorInnen Ausdruck und bewahrt dabei eine Offenheit für unterschiedliche Analysen und antirassistische Strategien. Zu den Stärken des Bandes gehört die Verzahnung der Analyse des Fortwirkens kolonialer Konzepte mit sprachlichen Widerstandsstrategien.

Lotte Arndt

Andrea Cornwall, Jerker Edström & Alan Greig (Hg.): *Men and Development. Politicizing Masculinities*. London: Zed Books 2011, 267 Seiten

Männlichkeit ist seit einigen Jahren zum Streitpunkt in der Entwicklungspraxis

geworden. Während manche Frauenorganisationen eine Kooperation mit Männerorganisationen ablehnen, suchen andere einen pragmatischen Umgang mit den Männern, die an den herrschenden Geschlechterverhältnissen etwas ändern wollen. Erstgenannte befürchten Konkurrenz um Gelder und den Verlust ihrer Hoheitsansprüche auf die hart erkämpfte Frauenförderung und den *Gender*-Sektor. Letztere sind überzeugt, dass grundlegende und nachhaltige gesellschaftliche Veränderungen nur erreicht werden, wenn Männer aktiv an der Überwindung von Ausbeutung, Gewalt und Unrecht mitwirken. Geschlechtergleichheit kommt dem Wohlergehen und der Gesundheit aller zugute, argumentieren auch einige UN-Organisationen, die Männer in *Gender*-Programme einbeziehen wollen, z.B. die Weltgesundheitsorganisation (WHO) oder das UN-Entwicklungsprogramm (UNDP). Sogar die Commission on the Status of Women der Vereinten Nationen hat ihre Weichen entsprechend umgestellt, und der UN-Generalsekretär richtete ein Beratergremium ein, in das er Männer aus innovativen Männerorganisationen einberief.

In diese Kontexte ist der vorliegende Sammelband einzuordnen, an dem Vertreter solcher Männerorganisationen, *Gender*-ExpertInnen und WissenschaftlerInnen aus Afrika, Asien, Lateinamerika, Europa und den USA mitwirkten. Sie hatten sich 2007 erstmals in Dakar getroffen, um über die Politisierung von Männlichkeit im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit zu diskutieren. Daran schlossen intensive konzeptionelle Debatten in schwedischen, norwegischen, britischen und einigen internationalen Entwicklungsorganisationen an. In insgesamt siebzehn Beiträgen

stellen die AutorInnen ihre aktuellen Forschungsergebnisse vor. Ihre Aufsätze sind drei Schwerpunkten zugeordnet: Der erste konzentriert sich auf Verkörperungen und Übergänge, die sich mit der Bedeutung männlicher Körper und männlicher Sexualität für Geschlechterkonstrukte befassen. Im zweiten stehen Macht, Gewalt und Ungleichheiten, also Strukturen im Mittelpunkt, die Identitätszuschreibungen vornehmen und Männer ausbeuten, quälen oder demütigen. Den Transformationen von Maskulinitäten widmet sich der dritte Teil. Hier geht es um *Gender*-Politik, Frauenförderprogramme und innovative Männerorganisationen, die an Strukturveränderungen und am individuellen Verhaltenswandel arbeiten, wofür sie von internationalen Entwicklungsorganisationen finanziell unterstützt werden. Aus jedem Teil wird im Folgenden ein besonders erkenntnisreicher Beitrag vorgestellt, der gleichzeitig Einblicke in den Facettenreichtum des Buches gibt.

Cath Slugget, die seit siebzehn Jahren in Indien über geschlechtsspezifische Körperbilder forscht und mit dortigen Nichtregierungsorganisationen kooperiert, untersucht das Körperbewusstsein von Menschen in Delhi, die sich einer Geschlechtsumwandlung von Frau zum Mann unterzogen haben. Diese Männer orientieren sich ganz stark an den in der indischen Gesellschaft vorherrschenden Vorstellungen maskuliner Körper, kleiden sich entsprechend und bemühen sich, gegenüber ihren Partnerinnen auch bei sexuellen Kontakten als besonders männlich aufzutreten. Im alltäglichen Verhalten erfordert diese Ausrichtung immer neue Aushandlungsprozesse, vor allem weil ihnen große Ablehnung von Familie und Verwandten entgegenschlägt. Dabei

fällt auf, dass die Interviewpartner der Autorin die lokalen Geschlechterpolarisierungen verstärken und keineswegs das häufig von westlichen BeobachterInnen idealisierte „dritte Geschlecht“ als handlungsleitend betrachten.

Der Direktor des an der Makerere Universität in Kampala angesiedelten „Refugee Law Project“ *Chris Dolan* verdeutlicht, wie die ugandische Regierung militärische Muster zum eigenen Machterhalt nutzt und paramilitärische Gruppen vor und nach Wahlen bewaffnet. Dafür werden gezielt arbeits- und perspektivlose männliche Jugendliche rekrutiert, denen dann ein martialisches maskulines Selbstbild vermittelt wird. Die Sicherheitsdienste setzen neben Drill auch christlich-fundamentalistische Indoktrination ein. Dabei ist Homophobie ein zentrales Element. Diese Einstellungen werden auch von der politischen Elite geteilt und durch tatkräftige Unterstützung seitens rechter christlicher Fundamentalisten aus den USA propagiert. Dolan unterstreicht, dass Männlichkeitsprägungen keineswegs nur durch die Gesellschaft vorgenommen werden, sondern auch durch politische Vorgaben und das Vorgehen der Sicherheitsdienste. Bei deren Übergriffen auf vermeintliche RegimegegnerInnen und Homosexuelle gilt sexualisierte Gewalt als probates Mittel zur Einschüchterung und Demütigung. Dem versuchen Homosexuellenorganisationen Einhalt zu gebieten. Eindrücklich zeigt der Autor deren Dilemma auf: Einerseits werden sie von Stimmungsmachern in Uganda als „westlich“ gebrandmarkt, andererseits erhalten sie kaum Unterstützung von internationalen Entwicklungsorganisationen. Deren Mitarbeiter haben ausschließlich sexualisierte Gewalt gegen Frauen im

Blick und sind nicht bereit, sich mit den Gefahren insbesondere für homosexuelle Männer auseinander zu setzen.

Die Unterstützung durch internationale Geberorganisationen ist die Basis für Männerorganisationen mit heterosexuellen Mitgliedern, die Maskulinitätsvorstellungen ändern und Gewalttätigkeit von Männern überwinden wollen. Obwohl es sich um mittel- und langfristig angelegte Prozesse handelt, finanzieren internationale Entwicklungsorganisationen bislang vor allem Pilotprojekte. Zwar haben sie die Bedeutung der Arbeit mit Männern erkannt, doch das schlägt bislang noch nicht in kontinuierlicheren Förderungsgeldern zu Buche. *Patrick Welsh*, der seit 1986 in einem Zentrum für Gemeindeförderung und in einem Männernetzwerk in Nicaragua tätig ist, erläutert dessen alltägliche Herausforderungen. Dazu zählen der politische Rahmen, die Rechtsgrundlagen, wirtschaftliche Probleme sowie die weit verbreitete Gewalt in dem Nachkonfliktland. Er berichtet, viele Männer nähmen ihre Situation als Identitätskrise wahr. Dies versuchten sie, durch häusliche Gewalt und übersteigerten *Machismo* zu kompensieren. Reflexionen über Männlichkeit, die das Centro para Comunicación y Educación Popular für lokale Kleingruppen gleichaltriger Männer und für Mitarbeiter von Nichtregierungsorganisationen anbietet, werden in Kooperation mit Frauenrechtsorganisationen geplant. Dieser Ansatz motiviert die Teilnehmer, über die gesellschaftlichen Ungleichheiten nachzudenken, die ihren Einstellungen zugrunde liegen. Ziel ist es, den Druck zu überwinden, mit dem Männer zur Erfüllung bestimmter Rollen gedrängt werden. Männer, die sich entschieden hätten, ihre Dominanzansprüche und

ihre Gewaltbereitschaft abzulegen, so führt Welsh aus, empfänden dies als Befreiung – eine wichtige Voraussetzung, um Anfeindungen anderer Männer standzuhalten. Umfassende Einstellungs- und Verhaltensänderungen erforderten einen politischen Rahmen. Deshalb arbeitet der Autor innerhalb des nicaraguanischen Männernetzwerks daran, den in Institutionen und bei politischen Entscheidungsträgern verbreiteten *Machismo* zu überwinden.

Die Kombination des direkten politischen Engagements mit der Projektarbeit und der reflektierenden Forschung ist auch kennzeichnend für viele der übrigen AutorInnen des hier besprochenen Buches. Ihr hohes Maß an Selbstreflexionen und die geschickte Verbindung der gesellschaftspolitischen mit der individuellen bzw. gruppendynamischen Ebene zeichnen diesen Sammelband aus. Er sollte ins Handgepäck aller EntwicklungsforscherInnen, ProjektplanerInnen und GutachterInnen gehören.

Rita Schäfer

Pinar Selekt: *Zum Mann gehätschelt, zum Mann gedrillt*. Berlin: Orlanda 2010, 237 Seiten

Im Jahr 2008 veröffentlichte die Autorin auf Türkisch ihre nunmehr auch auf Deutsch vorliegende Studie *Sürüne sürüne Erkek olmak* (dt. „Kriechend zum Mann werden“). Die über die Türkei hinaus bekannte Soziologin, Feministin und Antimilitaristin Selekt analysiert darin Interviews mit insgesamt 58 Männern, die in der Türkei ihre Wehrpflicht abgeleistet haben.

Die Studie musste sie unter den Bedingungen politischer Repression und des Exils erarbeiten: Seit 1998 wird sie in der

Türkei im Rahmen eines hanebüchener gerichtlichen Verfahrens unter dem Vorwurf verfolgt, einen Bombenanschlag auf dem Istanbuler Gewürzbasar verübt zu haben. Nach einer über zwei Jahre andauernden Untersuchungshaft verließ sie die Türkei und befindet sich derzeit unter Obhut des „Writers in Exile“-Programm des P.E.N. in Deutschland. Mittlerweile geht das Verfahren ins 13. Jahr, gegen die Freisprüche in den Jahren 2002 und 2006 wurde jeweils Berufung eingelegt. Pinar Selek, die in der Türkei zu Tabuthemen wie der kurdischen Guerilla sowie den Lebensbedingungen von Transvestiten und *Transgendern* geforscht hatte, wird dort als politische Oppositionelle von einer breiten Solidaritätsbewegung sehnlichst zurückerwartet.

Eine Ausgangsthese des Buches ist, dass Beschneidung nach sunnitisch-muslimischer Tradition, Wehrdienst, Berufsausübung und Heirat die Stationen sind, die es auf dem Weg zum Mann-Sein zu bewältigen gilt. Das 2. Kapitel geht auf solche Initiationsriten aus v.a. ethnologisch vergleichender Sicht ein. In den 12 folgenden Kapiteln präsentiert das Buch ausführlich Zitate zu verschiedenen Aspekten des Wehrdienstes, stellenweise mit Hintergrundinformationen ergänzt und interpretiert. Die Männer berichten von Erniedrigungen, vom Ertragen und Ausüben von Gewalt, von Freundschaften und vom Sich-Einpassen in das militärische Hierarchiegefüge, von Ängsten und von dem, was sie glauben, aus dem Wehrdienst für ihr Leben gelernt zu haben.

Das Material zeigt, dass nach wie vor eine bedeutende soziale Funktion des Wehrdienstes darin besteht, ein Verlassen des gewohnten sozialen Kontextes zu ermöglichen. Der von vielen

Befragten empfundene enorme Kontrast zu Familienbindung und dortiger Umsorgung lässt weitere Rückschlüsse auf das gesellschaftliche Gefüge zu, in dem sich Männerleben in der Türkei überwiegend abspielen: Die meisten der *mehmetçikler* (kleine Mehmeds), wie die Wehrdienstleistenden umgangssprachlich genannt werden, mussten sich nicht um die Befriedigung basaler Bedürfnisse oder die Organisation ihres Lebens sorgen, bevor sie ab dem 20. Lebensjahr eingezogen wurden (vgl. exemplarisch 78). Sie wurden überdies im Gefühl der eigenen Grandiosität erzogen, das dann in der Armee gebrochen wird: Dort, wo „Millionen zukünftiger ‘Chefs’ aufeinanderprallen“, werden „Egos, die durch einen kaum erfüllbaren Männermythos künstlich aufgeblasen wurden, mit jeder Niederlage aufs Neue zerstört“ (29). Hernach „kehren sie ‘verstaatlicht’ zu ihren Familien zurück“ (34). Dem Interviewmaterial entnimmt die Autorin für diesen Prozess die Metaphern des „Garens“ und „Abbrühens“ (vgl. exemplarisch 215) der männlichen Persönlichkeit. Diese Erfahrungen machen ein mehrschichtiges Drama verständlich, in dem Gehorchen und Gebieten jeweils ihren Ort haben: ersteres gegenüber den Institutionen des Staates und im Arbeitsleben, letzteres in der zu gründenden Familie. Darin eingebettet zeigt sich ein für die Konstitution von hegemonialer Männlichkeit in der Türkei charakteristisches Paradox, nämlich dass den Rekruten zufolge in Armee und Arbeitsleben Selbstbeherrschung und eigenständiges Handeln, sprich ein nach Kriterien des rationalen Individuums verstandenes Erwachsensein gefordert ist, während die starke Bindung an die Familie – und in deren Zentrum die gesellschaftlich

überhöhte lebenslange Mutter-Sohn-Beziehung – dem in vieler Hinsicht entgegenläuft. Diesen Widerspruchs Zusammenhang, aus dem verhängnisvolle Ausprägungen von Männlichkeit in der Türkei hervorgehen, spricht der deutsche Titel „Zum Mann gehätschelt, zum Mann gedrillt“ treffend an.

Dass die umgangssprachlichen Erzählungen der Befragten den Text leiten, zumal die von der Autorin selbst dazu gebotenen Interpretationen oft durchschlagend formuliert sind, macht das Buch zu einer empfehlenswerten Seminarlektüre.

Doch eben diese Herangehensweise, die eher impressionistisch als daran orientiert ist, Erkenntnisse eng auf den Forschungsstand bezogen dem wissenschaftlichen Erfahrungsbestand hinzuzufügen, birgt auch Probleme. Seleks Vorgehen folgt einem Forschungsideal, das nicht durch Systematisierung das Material gängeln, sondern subjektiven Deutungen Raum geben will – also einem zurecht objektivistischer Forschung und Geschichtsschreibung entgegengesetzten Ansatz, der sich jedoch inzwischen zu einem seit Dekaden z.B. in feministischer Forschung verbreiteten, oft unhinterfragten Trend vereinsamt hat. Gemäß diesem soll das Material quasi selbst sprechen – nur tut es das auf merkwürdige Weise nicht, wie Seleks selbst freimütig bekennt: Sie hat bei der Durchsicht den Eindruck, „immer wieder die gleiche Geschichte zu lesen“ (18). Das trägt sich in der Buchform teils fort.

In Seleks Studie zeigen sich exemplarisch Problematiken des oben erwähnten Trends. Von diesen sei, kurz umschrieben, ein Verschimmen der Erkenntnisziele genannt: Die Autorin stellt klar, dass sie sich darauf beschränken möchte,

„das zwischen Männlichkeitsmythos, Gewalt und Machtbeziehungen eingepferchte Individuum sichtbar zu machen“ (vgl. 15), und dass es ihr nicht so sehr um die Abläufe selbst geht, sondern – wobei sie sich auf die Tradition der *Oral History* bezieht – um „die Art, in der sich die Männer an das Erlebte erinnern“ (ebd.). Die strikte Annahme, mehr Kategorisierung und Hintergrundinformation nähmen dem Material quasi den Raum, läuft darauf hinaus, subjektives Erleben und seine historischen, rechtlichen und sonstigen Vorbedingungen gegeneinander zu diskutieren. Dies führt nicht zu mehr, sondern zu limitierteren Erkenntnissen, als sie sonst möglich wären; nämlich dazu, dass Informationen über spezifisches Erleben unlesbar werden.

Selek will die sowohl repressiven wie auch konstruierenden Mechanismen des Zum-Mann-Gemacht-Werdens in der türkischen Armee im Ganzen analysieren. Gerade angesichts dieses Anspruchs hätte der Studie mehr Bindung an herkömmliche Wissenschaftsdisziplin wie Aufarbeitung des Forschungsstandes sowie Begründung und Präzisierung der Fragestellung gutgetan. Zumindest die 1999 im Original und 2001 unter dem Titel *Mehmets Buch* auf Deutsch bei Suhrkamp erschienene Arbeit Nadire Maters, in der 42 Männer, die ihren Wehrdienst 1994-98 in den kurdischen Gebieten abgeleistet hatten, interviewt werden, hätte einen Bezugspunkt bilden müssen, bleibt jedoch unerwähnt.

Ihre Interviewpartner hat Selek nach dem Kriterium der Repräsentativität entlang der Kategorien Alter, Klasse, Berufsgruppe und „kulturell-ideologischer Hintergrund“ ausgewählt (15). Die Frage nach der Bedeutung dieser Faktoren für das Erleben des Militärdienstes behandelt

sie aber widersprüchlich: Einerseits stellt die Autorin diese Frage (15), andererseits weist sie deren Bedeutsamkeit zurück. Der Anhang bietet zwar knappe Verweise auf Bildung und Herkunft der Befragten, es fehlen aber kulturell-religiöse Zugehörigkeit oder die Frage, wann und wo sie ihren Wehrdienst geleistet haben. Dieser Umgang mit der Empirie kontrastiert nicht zuletzt mit einer von Selek selbst angegebenen Referenz, den Arbeiten der transsexuellen Männlichkeitsforscherin Raewyn W. Connell. Diese bezieht sich in der Erforschung des Werdens von hegemonialen und subalternen Männlichkeiten auf Antonio Gramsci und betont, um diese zu verstehen müsse erkannt werden, in welcher Weise sich kulturell gebotene und subjektiv angenommene Männlichkeitsentwürfe hierarchisch aufeinander beziehen. Eben dazu scheint Seleks Buch etliche Informationen zu enthalten, doch dies bleibt im Reich der Spekulation, statt sich durch ergänzende Information und Kategorisierung zu erschließen.

Beispielsweise wäre zu erwarten, dass in der religiös-kulturellen Minderheit der AlewitInnen – grob geschätzt etwa 20 % der Bevölkerung – überwiegende Männlichkeitsentwürfe sich zur hegemonial-sunnitischen Männlichkeit ins Verhältnis setzen, und dies auch hinsichtlich Reifavorstellungen und der Ablehnung von Gewalt. Denn einerseits gehen Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen der eigenen *Community* in diese Vorstellungen ein, andererseits enthält auch die Doktrin gewaltkritische Elemente. Manche Ansprüche von Seleks Interviewpartnern an die eigene Männlichkeit etwa erinnern stark an den in alawitischen Gebetshäusern aushängenden Spruch „eline, beline, diline

sahip ol“ (dt. etwa „Beherrsche deine Hand, deine Lenden und deine Worte“, d.h. die erkennbar an Männer gerichtete Aufforderung, weder zu stehlen, noch ausschweifende Sexualität zu praktizieren, noch schlecht über andere zu reden). Ob die Referenz aber wirklich diese ist, ist eine von vielen offen bleibenden Fragen nach Lektüre des Buches.

Hinzu kommt, dass eine Ergänzung in Form eines Glossars oder ein informatives Vorwort fehlen. Das Buch bietet keinerlei Überblick zur Veränderung von Bedingungen und Bedeutung des Wehrdienstes in der Türkei, keine über eingestreute Passagen hinausgehende Informationen zu diskursiven Entwicklungen oder politische Opposition dagegen und keine oder nur unzureichende Erklärungen zu Wörtern wie *delikanlı* (32) oder *metrosexual* (ebd.) – ersteres Statusbezeichnung und letzteres ein Jargonausdruck, der mittlerweile Eingang in die Soziologie gefunden hat. Stellenweise fehlen Seitenangaben (24, 25, 104), und sowohl der Übersetzung als auch dem Lektorat entging das Geschlecht der international bekannten und für Geschlechterforschung zur Türkei wegweisenden, von Selek zitierten Forscherin Deniz Kandiyoti (12).

Als Publikum des Buches wurde nach dessen Aufmachung vermutlich eher eine kritische Öffentlichkeit, die Seleks Themenstellung aufgreift und der Autorin gegenüber der politischen Verfolgung in der Türkei die nötige Unterstützung verschaffen kann, anvisiert als ein enges akademisches Spektrum. In diesem Sinne, als Einblick in eine durch mediale Berichterstattung oft eher verschlossene als vermittelte Lebenswelt, und darüber hinaus aufgrund ihrer Aktualität angesichts der in der Türkei drastisch zunehmenden Gewalt gegen Frauen und

Transgendern, deren Grundlagen verstanden und bekämpft werden müssen, ist der Studie trotz der beschriebenen Mängel ein reges Interesse zu wünschen.

Corinna Trogisch

Barbara Dröscher: *Havanna Lektionen. Kuba zwischen Alltag, Kultur und Politik*. Berlin: edition tranvia – Verlag Walter Frey 2011, 232 Seiten

Das vielgestaltige, dynamische Themenfeld zwischen Alltagsleben, Kultur und Politik der sozialistischen Karibikinsel differenziert zu beschreiben, ist ein ambitioniertes Unterfangen. Allzu leicht ist der Bezug auf bequeme Klischees hergestellt. Der hier in Form tagebuchähnlicher Schilderungen vorliegende Versuch wird von einer Autorin unternommen, die von 2006 bis 2008 als Leiterin des sogenannten DAAD-Informationszentrums in Havanna tätig war. Die aus dieser offiziellen Perspektive formulierten Sichtweisen sind interessant, da sie auch gewisse Einblicke in die bilateralen Beziehungen gewähren. Der Titel des Buches weist laut Barbara Dröscher darauf hin, dass sie nicht lediglich in und über Kuba vortragen mochte, sondern diese Arbeit auch als persönlichen Lernprozess ansieht.

Die Literaturwissenschaftlerin hat sich für eine chronologische Darstellungsweise entschieden, wodurch gewisse „Lernschritte“ erkennbar werden. Die Perspektive ist eine meist subjektive, geradezu touristische; in einigen Passagen thematisiert Dröscher politisch-ideologische bzw. diplomatische Themen und Ereignisse bzw. ihre eigene Rolle und Haltung. Interessant sind ihre Hinweise auf literarische und filmische Beispiele und deren tieferen Bezüge zum

Lebensgefühl und zur Lage in Kuba, wobei dies fast ausschließlich kritische Aspekte sind, die sie in systemkritischem Gestus skizziert (Verfall, Ruinen, Schamlosigkeit, Korruption, Angst, Altern etc.). Schon in der Vorbemerkung wird deutlich, dass Dröscher dem kubanischen System ablehnend gegenüber steht: „Die beglückendste Erkenntnis war jedoch, dass es trotz allem Menschen gibt, die Eigensinn bewahren, die die Zerstörung zur Sprache bringen und Kreativität entwickeln, um zu widerstehen.“ (5) Diese Haltung charakterisiert gemäß ihrer Beobachtungen die deutsche Politik und Diplomatie gegenüber Kuba. Interessant ist dabei, dass Dröscher sowohl die EU- als auch die deutsche Politik kritisiert: „Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland gegenüber Kuba ist meines Erachtens falsch, objektiv gesehen aber zumindest ungeschickt und im Detail unbedacht“ (34ff und 90f), weil sie aufgrund der engen EU-Vorgaben und ihrer negativen Haltung keinen wirklichen Einfluss ausüben könne. So habe sich z.B. der neue deutsche Botschafter bei seinen „in einem recht sperrigen Spanisch“ vorgetragenen, offiziellen Begrüßungsworten als „Botschafter der Transition“ vorgestellt (39).

Manche ihrer Beobachtungen über den Alltag, wie z.B. die Probleme des Transports, der Versorgung mit Gütern des täglichen Lebens, erscheinen sehr genau, doch fehlen einige zentrale Elemente (das System der *libretas*, die Problematik der zwei Währungen, der Wegfall der Handelspartner und Freunde in Osteuropa etc.). Zudem gelingt es der Autorin kaum, die Hintergründe, Ursachen und Zusammenhänge zu erklären. Hier macht sich das Manko bemerkbar, dass Dröscher sich allem Anschein nach

kaum sozial- oder politikwissenschaftliche bzw. landeskundliche Literatur angeeignet hat. So geht sie bspw. auf die berühmt gewordene kritische Debatte über Kulturpolitik in Kuba ein („Quinquenio gris“), hebt dabei hervor, dass sie sich mit den radikalen Kritikern identifizieren könne, und benennt als wichtiges, symbolisches Merkmal, dass man nicht mehr von Fidel, sondern von Castro sprechen solle. Diese recht simplistische „Analyse“ grenzt fast an „Unbedarftheit“, die sich auch darin zeigt, dass Dröschner nirgends auf die Rolle der USA eingeht. Immerhin thematisiert sie ihre begrenzten Möglichkeiten des Verstehens an einigen Stellen, indem sie bspw. von „Kaffeersatzlesen“ (87) spricht. Über Fidel Castro und Hugo Chavez äußert sie sich verächtlich; die wichtigste politische TV-Sendung „Mesa redonda“ bezeichnet sie als „Talkrunde zur ideologischen Eintrichterung, in der die von der politischen Führung geprägten Diskurse papageienartig heruntergeplappert werden.“ (114) Auf Kuba gebe es keine „eventuell politisch relevante innere Opposition“, ihr sei „zumindest noch kein Mensch begegnet, der ein gesellschaftliches Projekt hätte oder eine Vision, wie es weitergehen könnte.“ (37, dsgl. 77)

Dass die Autorin sich nach über zwei Jahren Tätigkeit in Kuba nur unzureichend auf diese andere Kultur einzulassen gelernt hat, belegt ein Beispiel aus ihrem Unterricht. Als sie „Nathan der Weise“ diskutieren ließ, war sie überrascht: „Die kubanische Gesellschaft stellt sich als von rassistischer Diskriminierung frei dar, aber es ist auffällig, wie sehr soziale Marginalisierung und dunkle Hautfarbe auch hier noch zusammenspielen. Ich war auf die Reaktion insbesondere

der dunkelhäutigen Studierenden im Seminar gespannt – doch sie schienen sich nicht diskriminiert zu fühlen.“ (134) Bei einem neuerlichen Aufenthalt auf Kuba Ende 2010 traf sie sich mit der im Westen als Dissidentenstar kreierte Bloggerin Yoani Sánchez und ihrem Gatten. Nach einem Gespräch mit anderen KubanerInnen über dieses Treffen ist sie „ziemlich erschreckt, dass auch die kritischeren Personen, die ich hier in letzter Zeit kennenlernen konnte, deutlich Distanz zu der prämierten Bloggerin signalisierten. Sie grenzen sich regelrecht von Yoani Sanchez’ Versuch der unbestechlichen Bestandsaufnahme der kubanischen Gegenwart ab. Dafür gibt es meines Erachtens wenig inhaltliche Gründe, denn in ‘Generation Y’ fällt die Kritik wesentlich sanfter aus als in so manch anderer Produktion im Kulturbereich.“ (196) Allem Anschein nach ist die Autorin in ihrer eurozentrischen und deutsch-bildungsbürgerlichen Sichtweise gefangen, dass sie sich nicht in die Lage Kubas und seiner Menschen zu versetzen versteht.

Die *Havanna Lektionen* bieten interessante Beobachtungen aus dem Alltags- und diplomatischen Leben, doch sie liefern vor allem Anschauungsmaterial darüber, wie begrenzt und klischeehaft liberal-bürgerliche Betrachtungen zu Kuba sind: Die Versuche des Verstehens gehen nicht weit genug. Um eine andere Kultur wie die kubanische und darin praktizierte Denk- und Verhaltensweisen angemessener nachvollziehen zu können, müssten allerdings Eurozentrismen und ideologische Denkhemmnisse überwunden werden. Die Lektüre bietet in dieser Hinsicht gleichwohl manche Anregung.

Edgar Göll

Johanna Klatt & Franz Walter:
Entbehrliche der Bürgergesellschaft? Sozial Benachteiligte und Engagement. Bielefeld:
 transcript 2011, 254 Seiten

Als „inneres Ausland“ haben die Lebenswelten der Unterschichten im 19. Jahrhundert Phantasie und Sensationslust des bürgerlichen Moraldiskurses angeregt. Armut und Wohnungselend zogen Neugier wie Mitleid, Ekel wie Schuldgefühl auf sich. Bis weit in die sozialkritischen Debatten hinein wurde der Mangel an Zivilisiertheit, Hygiene und Selbstkontrolle beklagt. Wie Migrationsprozesse sich mit ökonomischer und sozialer Marginalisierung verschränken, zeigte etwa Friedrich Engels anhand der irischen Einwanderung in die „schlechten Viertel“ britischer Industriestädte. – In der seit wenigen Jahren in Deutschland geführten „Unterschichtendebatte“ steht weniger die *Lage der arbeitenden Klasse* im Fokus als die Situation der Arbeitslosen und vom Arbeitsleben „Entkoppelten“. Unter dem Leitwert „soziale Integration“ bestimmen die alten Ängste vor dem Ausufer der „Parallelwelten“ erneut den Blick auf die gesellschaftliche Peripherie. Wenn die Entkoppelten ihre Arbeitsunlust demonstrieren und an der Bushaltestelle oder auf der Couch abhängen, auf Staat und „Bonzen“ schimpfen, im Misstrauen gegen die öffentliche Wahrnehmung „mein Block“ wichtiger wird als die Mitgliedschaft in Vereinen oder die Teilnahme an Wahlen – dann sei der soziale Zusammenhalt gefährdet. Dabei ist der Ruf nach Integration mehr und mehr zum Ruf nach Ordnung geworden, ohne dass die konkrete Gestalt integrier sozialer Beziehungen noch eine Rolle spielt und ohne dass hinterfragt wird, was

überhaupt so wünschenswert daran ist, in diese Gesellschaft integriert zu werden. – Nicht anders die vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderte Studie: „Die Frage ist, ob die viel zitierte und hoch belobigte Zivilgesellschaft zur Reintegration der Herausgefallenen, Überflüssigen, Marginalisierten beitragen mag, ob sie zur Partizipation und Selbstorganisation, zur Aktivierung und Einbeziehung des unteren gesellschaftlichen Fünftels taugt.“ (30) M.a.W.: Gibt es Spielarten bürgerschaftlichen Engagements, die dem „sozial und kulturell obdachlosen Prekariat“ (ebd.) schmackhaft gemacht werden können, so dass es in den Schoss der Gesellschaft zurückfindet?

Ihre Untersuchungsgruppe finden Johanna Klatt, Franz Walter und ihr sechsköpfiges Projektteam in vier städtischen „Problemquartieren“: Kassel-Brückenhof, Leipzig-Grünau und Göttingen-Grone als Großsiedlungen am Stadtrand sowie Kassel-Wesertor als innerstädtisches Altbauquartier. Zur hier interessierenden „Unterschicht“ werden jene ViertelbewohnerInnen gezählt, die aufgrund ihres Nettohaushaltseinkommens als armutsgefährdet gelten. Sie weisen mehrheitlich einen Hauptschulabschluss vor. Insgesamt wurden 74 von ihnen in moderierten Gruppendiskussionen und Einzelinterviews befragt.

Die Aussagen zu den verschiedenen Fragebereichen sind ohne großen Anspruch auf Synthese aneinandergereiht. Von der Alltags- und Freizeitgestaltung im Quartier, über das Verständnis von Bürgergesellschaft gelangt die Darstellung zu politischen Wahrnehmungsmustern und Einstellungen zu zivilgesellschaftlichem Engagement. Die Ergebnisse sind wenig überraschend.

Die Unterschicht unterscheidet streng zwischen Arbeit i.regelmäßiger, verpflichtender Tätigkeit und selbstbestimmter Freizeit, die zumeist „passiv oder konsumistisch“ (97) im Nah- und Familienbereich verbracht wird, wobei Kinder und religiöse Gemeinschaften wichtige Vermittler, Mobiltelefone und soziale Netzwerke wichtige „Brückenbauer“ sind. Eine Basis für bürgerschaftliches Engagement bilden die öffentlichen Orte des Quartiers: Spielplätze, Parks, Einkaufsbereiche. Zwar beurteilen die Befragten das Leben im Viertel überwiegend als positiv, dennoch begründen der schlechte Ruf und insbesondere die Exklusion aus der Arbeitsgesellschaft, so die AutorInnen, ein „fatalistisches Zusammengehörigkeitsgefühl“ (115). Mit den Konzepten „Bürger“ und „Bürgerschaft“ konnten die Befragten wenig anfangen. Es handelt sich nicht um Selbstbeschreibungen, v.a. MigrantInnen sehen sich aufgrund von Problemen mit der Aufenthaltserlaubnis kaum als (Staats-)Bürger. Als Bürger angesprochen fühlt sich die Unterschicht an ihre Bringschuld erinnert (Steuern, Gesetzeskonformität etc.), nicht an das Recht und die Möglichkeit zur Mitgestaltung. Wenn es um Belange im Nahbereich geht (v.a. die Infrastruktur im Quartier und die Wohnsituation) wird jedoch der „Eindruck einer gänzlich passiven, die Lebenssituation lediglich resignativ ertragenden Bevölkerungsschicht [...] vielfach gebrochen“ (142). Dennoch könne die Wahrnehmung politischer Strukturen nicht anders als „klichehaft“ beschrieben werden (138): Für die Befragten sei Politik etwas, das „von oben“ kommt, die Abneigung gegen Politiker und Parteien sei beträchtlich und kommunalpolitische

Zusammenhänge unbekannt. Die Situation zeigt Ähnlichkeiten mit jener in der Spätphase der Weimarer Republik, wie Franz Walter im historischen Abriss darlegt, der der Studie vorangestellt ist. Damals sei eine Kultur der ungebildeten und arbeitslosen Massen entstanden: Straße statt Betrieb, wilder und gewalttätiger Protest statt gewerkschaftlich regulierter Konflikt, Freizeitindustrie statt Arbeiterbildung. So auch das Prekariat: „Die neuen Unterschichten lehnen es in großen Teilen ab, sich ‘bei der Arbeit herumkommandieren’ zu lassen. Sie zeichnen sich durch Tabulosigkeiten, Lebenshunger, spontane Direktheit aus.“ (20) Die Verachtung von Politik, wie sie sie verstehen (und erfahren), rühre von einer „Bruce-Willis-Haltung“ her: „der Typus des harten Mannes, der ohne Schleimereien und ohne Parteipatronage ‘seinen Weg geht’, ‘für etwas steht’, seiner Sache ‘nicht untreu’ werde [...] mit Trotz und Eigensinn“ (25).

Die aus dem Untersuchungssample entwickelte Typologie dient dazu, die Potenziale für die Aktivierung zu mehr bürgerschaftlichem Engagement genauer zu klassifizieren. Die „Viertelgestalter“, die häufig eine höhere Bildung und Organisationskompetenz aufweisen, aber in ihrem Lebenslauf blockiert wurden (Migration, Berufsunfähigkeit etc.), spielen eine zentrale Rolle dabei, den „Viertelkindern“, der ambitionslosen alteingesessenen Bewohnerschaft des Quartiers und der Gruppe der erfahrungsoffenen „jungen Männer“ das bürgerschaftliche Engagement nahezubringen. Das Konzept der Aktivierung, das am Horizont ihrer „anwendungsorientierten“ Forschung steht, wird von den AutorInnen nicht kritisch diskutiert. Gründe dafür hat etwa Stephan Lessenich unter Verweis auf

die starke normative Einschränkung des Aktivierungsbegriffs in seiner Arbeit über *Die Neuerfindung des Sozialen* (2008, besprochen in *PERIPHERIE* 114/115: 357ff) aufgezeigt. Neben der Aktivierung der Unterschicht verfolgen die VerfasserInnen der Studie eine zweite Argumentationslinie: Bürgerschaftliches Engagement finde auch seitens der Unterschicht allenthalben statt, werde aber nicht als solches wahrgenommen. „Es gilt daher, bei der Betrachtung von bürgerschaftlichen Engagementsphären (insbesondere bei Menschen mit Migrationshintergrund) die klassische Definition von Zivil- oder Bürgergesellschaft als ausschließlich öffentlichen und damit nichtfamiliären Bereich aufzulockern.“ (128) Die Forderung nach Integration offenbart sich als bloßes Spiel mit Begriffen. Denn – so das Kalkül – wer bürgerschaftlich engagiert ist, kann nicht exkludiert sein; wir müssen es ihm/ihr und allen anderen nur noch sagen.

Als Grundvoraussetzung des bürgerschaftlichen Engagements gilt den AutorInnen Arbeitsplatzsicherheit. Wo sie sonst den Sprech der Förderprogramme und Ministeriumsberichte

distanzlos übernehmen („Die Aktivierung soll in erster Linie Personen und Personengruppen durch Kommunikation und Interaktion zusammenbringen, ihre Probleme erfahren und ihre Bereitschaft wecken, mitzumachen. Umgesetzt wird das durch informelle und zumeist aufsuchende Techniken...“, 69), beharren sie darauf, dass Engagement den Arbeitsplatz nicht ersetzen kann. Sie bekunden damit aber auch ihren erwerbszentrierten Begriff gesellschaftlicher Teilhabe und eine überholte Vorstellung der „Arbeitsgesellschaft“. Dass die Forderung nach mehr bürgerschaftlichem Engagement auch ein *Backup* für den Rückbau sozialer Rechte sein kann, spielt keine Rolle. Hinzu kommt das entschärfte Konzept der Zivilgesellschaft, die ganz wie bei Jürgen Habermas als Arena verallgemeinerungsfähiger Diskurse verstanden wird. So kann dann auch soziale Integration aufs Podest gehoben und jeglicher (Klassen-)Antagonismus in eine Frage niedrigschwelliger Angebote und sanfter Aktivierung verwandelt werden. Bruce Willis wusste zumindest noch, wie man klare Kante zieht...

Peter Bescherer

Eingegangene Bücher

- Ajala, Aderemei Suleiman (Hg.): *Nationalism and Politics in Post-Colonial Nigeria*. Köln: Köppe 2012, 405 S.
ISBN: 9783896458940
- Basler Afrika Bibliographien: *2011 Jahresbericht – 2011 Annual Report*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2012, 53 S.
ISSN: 1424-2931
- Birke, Peter, & Max Henninger (Hg.): *Krisen Proteste. Beiträge aus Sozial.Geschichte Online*. Berlin: Assoziation A 2012, 312 S.
ISBN: 9783862414130
- Bloemertz, Lena; Martin Doevenspeck; Elisio Macamo & Detlef Müller-Mahn (Hg.): *Risk and Africa. Multi-Disciplinary Empirical Approaches*. Münster u.a.: LIT 2012 (= Beiträge zur Afrikaforschung, Bd. 51), 288 S.
ISBN: 9783643901576
- Büschges, Christian; Olaf Kaltmeier & Sebastian Thies (Hg.): *Culturas políticas en la región andina*. Frankfurt a.M.: Vervuert 2011, 440 S.
ISBN: 9788484896234
- Chwaszcza, Christine: *Moral Responsibility and Global Justice. A Human Rights Approach*. Baden-Baden: Nomos 2011 (= Studies in Political Theory, Bd. 1), 209 S.
ISBN: 9783832959456
- Dedeoglu, Saniye, & Adam Yavuz Elveren (Hg.): *Gender and Society in Turkey. The Impact of Neoliberal Policies, Political Islam and EU Accession*. London: I.B.Tauris 2012, 320 S.
ISBN: 9781780760278
- Dill, Alexander: *Miteinander. Füreinander? Der verborgene Reichtum von Gesellschaften*. München: oekom 2012, 176 S.
ISBN: 9783865812889

- Elsuni, Sarah: *Geschlechtsbezogene Gewalt und Menschenrechte. Eine geschlechtertheoretische Untersuchung der Konzepte Geschlecht, Gleichheit und Diskriminierung im Menschenrechtssystem der Vereinten Nationen*. Baden-Baden: Nomos 2011 (= Schriften zur Gleichstellung, Bd. 33), 344 S. ISBN: 9783832937904
- Engels, Bettina: *Warum sie Rebellen sind. Motive nichtstaatlicher Gewaltakteure in der Côte d'Ivoire*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2012 (= wissen & praxis, Bd. 167), 224 S. ISBN: 9783860998939
- Fischer, Henning; Uwe Fuhrmann; Jana König; Elisabeth Steffen & Till Sträther (Hg.): *Zwischen Ignoranz und Inszenierung. Die Bedeutung von Mythos und Geschichte für die Gegenwart der Nation*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012, 205 S. ISBN: 9783896918970
- Flores, Alexander: *Zivilisation oder Barbarei? Der Islam im historischen Kontext*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2011, 260 S. ISBN: 9783458720195
- Ghajati, Tanja: *Die universelle Durchsetzung der Menschenrechte. Utopie oder Realität?*. Baden-Baden: Nomos 2012 (= Düsseldorf Schriften zur Internationaler Politik und Völkerrecht, Bd. 10), 346 S. ISBN: 9783832951177
- global e.V. (Hg.): *Mit kolonialen Grüßen... Berichte und Erzählungen von Auslandsaufenthalten rassismuskritisch betrachtet*. Berlin: global e.V. 2012, 40 S.
- Grabbe, Katharina; Sigrid G. Köhler & Martina Wagner-Engelhaaf (Hg.): *Das Imaginäre der Nation. Zur Persistenz einer politischen Kategorie in Literatur und Film*. Bielefeld: transcript 2012, 354 S. ISBN: 978837619812
- Hacker, Hanna: *Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*. Wien: Mandelbaum 2012, 270 S. ISBN: 9783854766117
- Hauck, Gerhard: *Globale Vergesellschaftung und koloniale Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012, 225 S. ISBN: 9783896919007
- Haug, Wolfgang Fritz: *Hightech-Kapitalismus in der großen Krise*. Hamburg: Argument 2012 (= Berliner Beiträge zur kritischen Theorie, Bd. 14), 366 S. ISBN: 9783886193394
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Kritik der grünen Ökonomie. Impulse für eine sozial und ökologisch gerechte Zukunft*. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (= Schriften zur Ökologie, Bd. 22), 48 S. ISBN: 9783869280820
- Helfrich, Silke, & Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Comments. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Bielefeld: transcript 2012, 528 S. ISBN: 9783837620368
- Henrichsen, Dag: *Herrschaft und Alltag im vorkolonialen Zentralnamibia. Das Herero- und Damaraland im 19. Jahrhundert*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2011, 387 S. ISBN: 9789991640983
- Huffschmid, Anne; Wolf-Dieter Vogel; Nana Heidehues; Michael Krämer & Christiane Schulte (Hg.): *NarcoZones. Entgrenzte Märkte und Gewalt in Lateinamerika*. Berlin: Assoziation A 2012, 272 S. ISBN: 9783862414147
- Klas, Gerhard: *Die Mikrofinanz-Industrie. Die große Illusion oder das Geschäft mit der Armut*. Berlin: Assoziation A 2011, 320 S. ISBN: 9783862414017
- Klute, Georg, & Birgit Embaló (Hg.): *The Problem of Violence. Local Conflict Settlement in Contemporary Africa*. Köln: Köppe 2011, 480 S. ISBN: 9783896458919
- Kozlarek, Oliver; Jörn Rüsen & Ernst Wolff (Hg.): *Shaping a Humane World. Civilizations – Axial Times – Modernities – Humanisms*. Bielefeld: transcript 2012, 289 S. ISBN: 978837619416
- Lindio-McGovern, Ligaya: *Globalization, Labor Export and Resistance. A Study of Filipino Migrant Domestic Workers in Global Cities*. Abingdon: Routledge 2011, 216 S. ISBN: 9780415603799
- Mückler, Hermann, & Gerald Faschingeder (Hg.): *Tradition und Traditionalismus. Zur Instrumentalisierung eines Identitätskonzepts*. Wien: ProMedia Verlag & Südwind 2012, 248 S. ISBN: 9783853713433
- Nissen, Morten: *The Subjectivity of Participation. Articulating Social Work Practice with Youth in Copenhagen*. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2012 (= Critical Theory and Practice in Psychology and the Human Sciences), 312 S. ISBN: 9780230237605
- Opratko, Benjamin: *Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012 (= Einsteige, Bd. 21), 219 S. ISBN: 9783896916815
- Osthoff, Janine: *Weiterentwicklung des internationalen Menschenrechtsschutzes unter dem UN-Menschenrechtsrat? Darstellung und Analyse des UN-Menschenrechtsrats und seines Kontrollregimes*. Baden-Baden: Nomos 2012 (= Saarbrücker Studien zum Internationalen Recht, Bd. 51), 215 S. ISBN: 9783832969851
- Reimer, Romy: *Der „Blinde Fleck“ der Anerkennungstheorie. Zur Diskussion eines problematischen Theorems der Sozialphilosophie, seiner historischen Vorläufer und seiner aktuellen Lösungsmöglichkeiten*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012, 186 S. ISBN: 9783896919052
- Schäfer, Rita: *Männer als Täter und Opfer in kriegerischen Konflikten. Innovative Projekte zur Überwindung männlicher Gewalt*. Wien: vido 2012, 98 S.
- Schüssler, Sina: *NGOs als Akteure der internationalen Sanktionspolitik zur Menschenrechtsförderung. Clubmitglieder oder Außenseiter?*. Baden-Baden: Nomos 2012 (= Nomos Universitätschriften – Politik, Bd. 184), 298 S. ISBN: 9783832972554